

Thomas Putze: Ins Leben stürzen

Helga Gutbrod, Direktorin Museum Edwin Scharff, Neu-Ulm

Vor dem Tor seines Stuttgarter Wagenhallen-Ateliers türmt sich ein Berg aus Gitterrosten und Abwasserrohren, aus Geräteteilen, Blechen und Gummischläuchen. Drinnen stehen, hängen und turnen Putzes Schöpfungen. Ein Rabe hat sich auf einer Stange niedergelassen, den Kopf ruckartig zur Seite gelegt, darunter steht majestätisch-steif und gemessen ein Marabu. Überraschend geschmeidig hangelt sich ein massiger Gorilla an einem Gitter entlang während sich eine Gruppe Artisten in waghalsigen Balanceakten übt. Scheu steht daneben ein kleines, zerzaustes, schwarzes Schaf. Thomas Putze scheint überzuquellen vor bildnerischen Einfällen. Und seine Figuren – bewusst grob und skizzenhaft bearbeitet - wirken so eigen-sinnig und lebensvoll, dass der Begriff „Skulptur“ gänzlich unpassend erscheint.

Sie gehen vollends auf in ihrem Tun, diese Geschöpfe, ob sie nun einfach herumstehen, sich regen oder in Szene setzen. Nicht wenige wirken etwas mitgenommen, mal fehlt ihnen ein Bein, mal sind sie sonst wie deformiert, zumindest etwas kauzig in ihrer Unbeholfenheit, die sie oft draufgängerisch überspielen, erscheinen sie alle. Diese Gesellen machen gern mal Wind um sich und versuchen mit allen Mitteln die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Kann man die Arbeiten von Thomas Putze betrachten, ohne hie und da kurz aufzulachen? Grund dazu gibt es auch beim näheren Hinsehen zunächst genug. Da ist ein Schnabel eines Reiher aus einer Spätzlespresse gebildet, eine verbogene Eisenstange wird zum Leopardschwanz, die Hängeohren eines Schafes bestehen aus dem Innenfutter von Skischuhen. Immer wieder frappt der Bildhauer mit der Hinzufügung gebrauchter Materialien. Das besitzt etwas Umstandsloses, Spielerisches und Gutgelauntes, überrascht aber zugleich durch seine Stimmigkeit. Nie kombiniert Putze Holz und Fremdmaterialien um des bloßen Effekts willen. Nur wenn ein Material die Unmittelbarkeit noch verstärkt, findet es Verwendung. Die ausgebreiteten Schwingen eines Adlers, - sie werden durch die breiten, dunklen Reifenteile in ihrer Mächtigkeit noch gesteigert. Und die Körperbeherrschung und Biegsamkeit, mit der sich Affen von Ast zu Ast schwingen, findet eine überzeugende Entsprechung in der Elastizität der Mountainbikemäntel und Fahrradschläuche, aus denen sie gebildet sind.

Allerdings sind es nicht ausschließlich Tiere, die Putze erschafft. Mitunter entwirft er skizzenhaft und mit Freude am Skurrilen ganze Figurengruppen – Karatekämpfer, Männer am Pissoir, aufgetakelte Girlies – doch gilt hier der künstlerische Blick vor allem dem rhythmisch-dynamischen Aufbau, den Bewegungslinien der gesamten Komposition. Hie und da entstehen unter seinen Händen auch Mischwesen wie zuletzt die Leinwandler – auf einem Keilrahmen aufgespannte, weiße Leinwände mit großen, geschnitzten Füßen. Bemüht, sich mit ungelenkten Schritten in Bewegung zu setzen und dabei die Balance zum steifen Oberkörper zu halten, scheinen sie den Begriff ‚Bildträger‘ – als Synonym für ‚Bildgrund‘ - beim Wort zu nehmen, eine naseweise Eulenspiegelerei ihres Schöpfers.

Egal ob Mischwesen, Mensch oder Tier, Thomas Putzes Figurenerfindungen sind vor allem eines: Verblüffend vital. Doch brauchen sie nicht zu kämpfen oder zu tanzen, um agil zu wirken. Auch das stehende Mammut, das still um sich blickende Käuzchen oder der abwartende Kojote strahlen ungeachtet ihrer Ruhe eine überzeugende Regsamkeit aus, da sie die Möglichkeit sofortigen Tuns implizieren. Solch eine latente Bewegung steht auch am Beginn ihres Schaffensprozesses. Bevorzugt verwendet der Künstler Abfälle von Baumfäll-Arbeiten, Baumabschnitte mit starken Vergabelungen, um daraus seine Skulpturen zu entwickeln. Welche Regung wohnt der Wuchsrichtung der vorgefundenen Astgabel inne? Dieser Frage geht Putze nach. Intuitiv arbeitet er eine Körperhaltung heraus, spürt deren Charakter nach und schält so Schnitt für Schnitt eine in sich stimmig agierende Figur aus dem Stamm. Den Bildhauer reizt die dem Holz innewohnende Dynamik. Es geht ihm darum, die Eigenheiten des vorgefundenen Materials zu nutzen und daraus etwas zu schaffen, das nicht minder eigen und charaktervoll sein darf, aber zugleich als plastische

Form überzeugt.

Die Intuition, die Thomas Putze dabei leitet, beruht auf seiner langen Erfahrung als Zeichner. Erst die eingehenden Studien, die er seit Jahren in der Stuttgarter „Wilhelma“ anfertigt, der Blatt für Blatt angeeignete Vorrat an differenziert erfassten, charakteristischen Bewegungen befähigen den Bildhauer zur überzeugenden Formfindung. Dabei führt ihm weniger ein analytischer Verstand als vielmehr Empathie die Hand. Putze beschreibt seine Studien als Versuch, die Regungen und Haltungen der Tiere durch seine eigene Handbewegung nachzuvollziehen. Fasziniert von ihrer körperlichen Überlegenheit, der entspannten Geschmeidigkeit und ihrer mühelosen Überwindung der Schwerkraft begegnet er den Gibbons und Orang Utans, den Bären und Elefanten mit großem Respekt. Wie einst August Gaul, mit dem die moderne Tierplastik ihren Anfang nimmt, nähert er sich ihnen vorbehaltlos, einzig daran interessiert ihr animalisches Wesen festzuhalten. Dass er um die letztlich nicht zu bändigende Wildheit dieser Tiere weiß, zeigt sich schließlich in der Körperspannung, die seine Skulptur eines ruhenden Mandrill ebenso auszeichnet wie den Flügel schlagenden Adler. Putze gesteht ihnen so stets auch ein furchterregendes und unheimliches Moment zu.

Neben den Tierstudien, die vor dem lebenden Modell entstehen, greift der Künstler im Atelier immer wieder zu Tusche und Pinsel. Anders als die Umrisszeichnungen, die im Zoo mit Bleistift oder Kugelschreiber entstehen, entwirft der dicke Quast des Tuschpinsels in wenigen Strichen den überzeugenden Eindruck von Körperlichkeit. Hier lässt der Künstler seiner Fantasie freien Lauf und die auftauchenden Bilder sich verselbständigen. Da erlegt - schemenhaft aus der Urzeit aufscheinend - ein Dinosaurier eine Kuh. Die auf den Hinterbeinen stehende Affenmama und ihr Kind tragen Totenschädel – und schwenken zugleich unternehmungslustig die Handtasche. Eine Ahnenforschung eigener Art, in der sich Archaisches und Geisterhaftes verbinden und die Grenze zwischen Mensch und Tier verwischt.

Ob in der Zeichnung oder der Skulptur, immer wieder gesellt sich zu Putzes Beobachtungsgabe die unwiderstehliche Lust an hinter sinnigen, witzigen oder kruden Erfindungen. Da inspirieren ihn Rotweinflecken auf einem Zeichenblatt zu einer prallen „Bombenfrau“, zitiert der „Affe mit Gipsarm“ genüsslich das Klischee eines Manta-Fahrers oder prangt auf dem T-Shirt eines halb starken Schimpansen ein Super-Affen-Logo. Doch hinter der vordergründig draufgängerischen Pose lauert dabei nicht selten Verwundbarkeit. Wie da der schüchtern blickende Schneeleopard beherzt-provokativ im Tanga posiert oder sich ein massiger, unbeholfener Don Quichote zum furchtlosen „fahrenden Ritter“ aufschwingt – das hat in seiner Versehrtheit etwas ungemein Rührendes, etwas von einem trotzigem „jetzt erst recht!“. Putzes Geschöpfe – gesägt, behauen, angeflammt, bemalt und abgeschliffen – wirken, als hätten sie auch seelisch die eine oder andere Schramme davon getragen. Und doch stürzen sie sich tapfer erneut ins Leben. Behutsam gibt sie der Künstler nie der Lächerlichkeit preis; bei allem ausschmückenden Witz lässt er ihnen stets ihre Würde. Es ist nicht zuletzt diese psychologische Erfassung, in der soviel Menschliches aufscheint, die Putzes Schöpfungen Präsenz verleiht und zu einem wirkungsvollen Gegenüber werden lässt.

Geht es ihm in seiner bildhauerischen Arbeit immer wieder um die Stimmigkeit im körperlichen Ausdruck, so lotet Thomas Putze in seinen Performances die Möglichkeit aus, die sein eigener Körper als Ausdrucksmittel bietet. Gerade die physische Herausforderung und Verausgabung ist es, die er sucht. Es ist nicht nur seine Hand, die zeichnet, nicht nur sein Arm, der die Motorsäge führt, hier braucht es höchsten Körpereinsatz. Wenn Putze sich anschickt, ein Kirchenschiff zu durchqueren, ohne den Boden zu berühren, - sich über und unter den Bänken hindurch hangelnd und an Säulen hochziehend - oder wenn er 16 Stunden lang sämtliche Lüftungsschächte und Rohrsysteme eines Gebäudes „unterwandert“, hat dies nichts von der geschickten Überwindung eines Hindernisparcours. Auch jeder Gedanke an ein bloß artistisches Spektakel geht fehl. Nie effektiv nackt, doch fast unbekleidet und damit seiner Individualität weitgehend enthoben,

gewinnt sein Tun bei aller inhaltlichen Offenheit eine große Ernsthaftigkeit. Ob man beim Betrachten zunächst an die fiktive Figur eines Tarzan denken oder, eher religiös intendiert, Ecce Homo assoziieren mag, - immer ist es letztlich die Kreatürlichkeit des Menschen, die er thematisiert. Die Anstrengung und die Exponiertheit, der sich der Künstler aussetzt sind für den Betrachter spürbar. „Mit dem Körper denken“ nennt es Thomas Putze nach einem Zitat von Wolfgang Heger und eröffnet uns mit wirkmächtigen Bildern komplexe Assoziationsräume. Angesichts ihrer existenziellen Tragweite wird aber auch deutlich, dass Putzes allseits erkennbare Freude am tabulosen, auch mal derben Witz nur die Kehrseite der hier aufscheinenden Grundsätzlichkeit ist, - ein alternativloses Anlachen gegen den Irrwitz der Welt.

„ALLES“ hat Thomas Putze dieses Künstlerbuch überschrieben. Ebenso knapp wie komplex meint das sämtliche seiner Arbeitsbereiche - sei es die Bildhauerei, die klar im Zentrum seines Schaffens steht, seine weit weniger bekannten Zeichnungen oder seine Arbeit als Performance-Künstler. Aber auch Putzes Selbstverständnis als Musiker oder seine kreative Arbeit mit Kindern und das Prinzip der Beteiligung und Kommunikation, das er schätzt, bekommen ihren Raum. Es geht damit um ALLES, was die Person und den Künstler Thomas Putze ausmacht. Das ganze Spektrum seiner künstlerischen Arbeit, das er nach seinen Lehr- und Ausbildungsjahren stetig weiterentwickelt und ausdifferenziert hat, rundet sich zu einem stimmigen Ganzen, - der überbordenden, schöpferischen Kraft entsprungen, die den Künstler antreibt. Gänzlich unpathetisch veranlagt, findet Putze auch dafür ein lustvoll-deftiges Bild. In schnellen Strichen skizziert er einen masturbierenden Mann und notiert dazu augenzwinkernd großspurig: „Die Grundlage meiner Kunst. Ich kann nicht sterben. Und mein Schwanz ist wirklich groß.“

Helga Gutbrod